



10.04.2014

Harald Kluge / Johannes Langhoff

„Zeichen setzen“

Palmdonnerstag

Harald Kluge:

Durch die Hand der Apostel aber geschahen viele Zeichen und Wunder im Volk. Und sie waren alle einträchtig beisammen in der Halle Salomos; von den andern aber wagte niemand, sich zu ihnen zu gesellen; das Volk jedoch war des Lobes voll über sie. Immer neue, die an den Herrn glaubten, wurden der Gemeinde zugeführt, Scharen von Männern und Frauen. Es kam so weit, dass man die Kranken auf die Strassen hinaustrug und sie auf Bahren und Liegebetten hinstellte, damit, wenn Petrus vorbeikäme, wenigstens sein Schatten auf einen von ihnen fiel. Aber auch die Bewohner der rings um Jerusalem liegenden Städte kamen und brachten Kranke und von unreinen Geistern Geplagte. Und sie wurden alle geheilt.

Der Hohe Priester aber erhob sich samt allen seinen Anhängern, der Partei der Sadduzäer; erfüllt von wildem Eifer ergriffen sie die Apostel und liessen sie vor den Augen des Volkes in Gewahrsam nehmen. Ein Engel des Herrn aber öffnete nachts die Tore des Gefängnisses, führte sie hinaus und sprach: Geht, tretet im Tempel auf und verkündigt dem Volk das volle Wort des Lebens, das sich euch jetzt eröffnet hat. Sie hörten es und gingen noch in der Morgendämmerung in den Tempel und lehrten.

Apostelgeschichte 5,12-21a

Liebe Gemeinde!

„Diese Zeichen werden denen folgen, die glauben.“

Die Apostel hatten darum gebeten. Sie hatten es sich so gewünscht. „Hilf allen, die an dich glauben, deine Botschaft ohne Angst weiterzusagen! Zeige deine Macht! Lass

Heilungen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Sohnes Jesus!“
(Apg 4,29f.)

Klar war es ihnen schon von Anfang an: Nicht sie heilen. Nicht durch ihre übermenschlichen Kräfte können sie Kranke gesund machen. Es sind nicht ihre übersinnlichen Fähigkeiten, die andere wieder mit Lebensmut und Lebensfreude erfüllen. Sie sind Boten, die griechisch genannten Angelos. Sie richten eine Nachricht aus.

Durch ihre Hände geschehen viele Zeichen und Wunder im Volk. Sie sind nicht unter sich geblieben, nicht für sich geblieben. Sie waren keine eingeschworene Gemeinschaft, kein exklusiver Club. Freidenker waren sie wohl – frei von der Vorstellung, sie könnten sich durch Opfer, Ablasszahlungen oder sonstigen Unsinn bei Gott einschmeicheln. Gott verträgt keine Schmeichler, keine Schleimer, die sich kasteien, um ihr zu gefallen.

Frei zu sein bedarf es wenig ... nur Mut braucht man. Und deshalb trauen sich die Leute damals zu Zeit der Apostel, nicht gleich auf sie zuzugehen. Darf ich mitmachen bei euch? Zaghafte betreten oft auch heute neue Gäste unsere Kirche. Schauen sich um. Wollen sich einen Eindruck machen davon, wie wir hier miteinander feiern, reden, beten und singen. Eine Familie mit wenige Monate jungem Baby war vor kurzem in der Kirche. Sie saßen da ganz hinten in der Apsis. „Wir wollen uns nur umschaun. Das Angebot ihrer Gemeinde kennenlernen.“ Die Apostel und die ersten Christinnen und Christen saßen einträchtig beisammen. Einmütig, geschwisterlich. Ja es sind auch bei Auseinandersetzungen die rhetorischen Fetzen geflogen. Aber beim Herrenmahl saßen sie wieder einmütig beisammen. Das macht Eindruck. Die streiten sich und diskutieren und können sich doch wieder versöhnen. „Das Volk war voll des Lobes über sie.“ Das würde ich mir auch wünschen. Ein wenig mehr Respekt, oder Achtung. Nicht von Lehrerkollegen als überflüssiges Unterrichtsfach an der Schule

gesehen zu werden. Oder am Friedhof als evangelischer Pfarrer übersehen werden. Die ausgestreckte Hand wird bewusst nicht genommen.

Nein, damals waren das noch Zeiten. Christengemeinden waren geschätzt und geachtet, nicht verachtet und müde belächelt als „die Spinner“. Und auch in anderer Hinsicht klingt dieser Bericht in der Apostelgeschichte 5 wie ein Märchen. In Scharen kommen die Frauen, Kinder und Männer in die Gemeinde gelaufen und wollen dabei sein. Ja, es passiert auch bei uns hier in der Reformierten Stadtkirche im 1. Bezirk. Da will eine Dame weiterhin bei uns Mitglied der Gemeinde sein, auch wenn sie jetzt nach Salzburg zieht. „Na, zu Ostern und Weihnachten mache ich dann halt einen Ausflug in meine Kirche.“ Eingetreten wird hier durchaus, und auch mit Taufen sind Johannes und ich gut eingedeckt. Aber damals hatte das wohl noch eine andere Dimension. So wie bei Pfingstkirchen und charismatischen Gemeinden in manchen südamerikanischen und afrikanischen Ländern. Auch da ist es der Glaube an die Heilkraft Gottes, die in diesen Gemeinden wirken soll. Die Erwartung an die Kirchen ist nun einmal die von Heilung.

Mir soll es besser gehen, wenn ich bei euch bin. Wenn es mir gut geht, möchte ich in die Kirche gehen, um Gott zu danken, dass es mir so gut geht. Und wenn es mir dreckig und beschissen geht, will ich das auch meinem Gott ins Gesicht rufen dürfen. Und ein oder zwei hilfreiche Gedanken, Worte, ermunternde Lieder helfen mir dann schon ein bisserl weiter – durch den Tag und durch die Woche.

Aus dem ganzen Umland von Jerusalem, so weiß man, wurden die Kranken und von ungesunden Dämonen besessenen auf die Straßen der Stadt gebracht. Allein von dem Schatten eines Apostels gestreift zu werden versprach Behandlungserfolge. Die Kraft der Suggestion kann wahrlich viel bewirken. All die Workaholiker, die Alkoholiker, die Stressgeplagten, die ausgebrannten Seelen, die von Neid zerfressenen oder von Gier geplagten bauen auf die Heilkraft Gottes. Schon im Schattenzipfel dieser Boten

Gottes, Gottesfrauen und Gottesmänner würde die Gesundheit einsetzen. Sie bringen ihre kranken Angehörigen und Freunde auf Matratzen und Liegen raus. Heute liegen die Kranken noch nicht auf der Straße. Sie liegen schlimmstenfalls in Betten auf den Gängen der Krankenhäuser. Und in einem solchen Gangbett erhoffen sich diese Scharen wenigstens einmal den Zipfel eines behandelnden Arztes erhaschen zu können.

Schon im Dunstkreis der Gemeinde hatte sich das Volk eine heilsame Ausstrahlung erhofft. Hier Trost, Rat und Balsam für die verwundete Seele zu finden, ist auch heute der richtige Anspruch an christliche Gemeinschaft. Könnten wir auch wieder zu so einer Art Spital, einen Hospiz werden? Hospitium meint ja „Gastfreundschaft“. Wo Hospitalität gewährt wird, erhoffe ich mir Schutz, Erfrischung, Fürsorge und Beistand. Das sind Zeichen, die es zu setzen gilt. Schutzraum, Asyl vor den Verfolgungen dieser Welt zu sein. Erfrischung für Leib und Seele anzubieten. Fürsorge und auch finanzielle Unterstützung, wenn es ums nackte Überleben oder das Halten der Wohnung geht. Einander beistehen und Freud und Leid miteinander teilen.

Jesus hat als Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft Wasser in Wein verwandelt. Aus einem faden kühlenden Getränk ohne Geschmack hat er den süßesten und beglückenden Wein gezaubert. Jesus hat getauft, Füße anderer Leute gewaschen, von Gebrechen geheilt, vom Tode auferweckt, Menschen zugehört, sich ihnen zugewandt, Gottes heilsame Vergebung zugesprochen, gut zugeredet, ins Gewissen geredet, die Gottesbeziehung für viele auf eine neue Ebene gestellt. Nicht zuletzt hat er die ultimativen Zeichen gesetzt, derer wir als Menschen fähig sind. Aufopferungsvoll hat er dem Tod ins Angesicht geblickt, ist auferstanden und in den Himmel aufgestiegen. Zeichen und Wunder, die sich auf seine Nachfolgemeinschaft in etwas abgeänderter

Form übertragen hat. Alleine hier zu sein und zu feiern ist ein sichtbares Zeichen, das uns allen hoffentlich guttut.

Johannes Langhoff:

Jesus setzt Zeichen. Es ist eine Banalität, zu wiederholen, dass Jesus keinerlei Wohlfahrts- und Gesundheitseinrichtungen geschaffen hat. Er hat nicht einmal Aufträge oder Anweisungen für dergleichen gegeben. Jesus hat nirgendwo in das bestehende System eingegriffen. Was ihn mit den guten Dingen und den freundlichen Erwartungen in Verbindung bringt sind ein paar gute Worte, ein paar Aufforderungen zum besseren Umgang miteinander und einige Heilungen, die von ihm überliefert werden. Letzteres macht ihn im Zusammenhang mit der prophetischen Deutung zum Initiator zu den Werken der sogenannten Nächstenliebe, also auch Diakonie und Caritas. „*Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, und Tote werden auferweckt, und Armen wird das Evangelium verkündigt.*“ (Matth 11,5 nach Jes. 35,5f u.ö.) Der prophetische Bezug deutet es an und die Heilungsgeschichten werden auch so überliefert, dass Jesu Handeln in Wundern und Zeichen bestand. Zeichenhaft, signifikant hat er eingegriffen. Das weitere ist Sache derer, die ihm zuhören und sich von ihm entsenden lassen.

Das zeichenhafte im Handeln Jesu bringt Johannes in seinem Evangelium auf den Punkt. Er drängt das Wunderhafte weitestgehend zurück und lässt Jesu mit 7 Zeichen seine Botschaft untermauern. Es lohnt, den einzelnen Zeichen nachzugehen und ihrer inneren Systematik und Dynamik. Nur der Blick auf das erste Zeichen, das nichts mit Heilung und sonstiger Reparatur einer kaputten Welt und kaputter Menschen zu tun hat. Da gibt es einfach besten Wein bis zum geht nicht mehr. Feiern ohne Ende. Auf das fünfte Zeichen will ich noch eingehen. Ein Blindgeborener wird vorgeführt mit der schwierigen Frage, wer denn an dieser Geschichte Schuld sei, die Eltern oder der junge Mann. Ein Superthema, mit dem sich Medizin und Psychologie

durchaus beschäftigen. Nur eben Jesus nicht. Eine wirklich dreiste Antwort: *Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden.* (Joh. 9,3) Also der arme Tropf und seine geplagten Eltern haben über Jahre leiden müssen für den heutigen Tag, an dem Jesus vorbeikommt und ein Zeichen setzen wird.

Die Werke der Nächstenliebe, die Einrichtungen der Diakonie haben es einigermaßen schwer, sich bei Jesus korrekte Anweisungen zu holen. Versuchen wir es mit dem Paradestück, dem barmherzigen Samariter. Hat doch schon einmal ein besonders Frommer in seinem Tatendrang gefragt und – wie bekannt – Antwort bekommen. Die Geschichte brauchen wir nicht nachzulesen. Sie ist präsent. Sie ist signifikant, sinngebend, namengebend. Der barmherzige Samariter, der Arbeiter Samariterbund. Man muss nicht einmal zur Kirche gehören. Also hier ist die Quelle schlechthin. Nur – die schulmeisterliche Frage Jesu am Ende seiner zeichenhaften Geschichte und die brave, korrekte Antwort des Wissbegierigen sind einigermaßen problematisch: *Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden? Der sagte: Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat.* (Lk. 10,36fa) Klar ist der Fremde in der Geschichte barmherzig. Aber das ist nicht das Thema der Nächstenliebe. Jesus nimmt den Fremden in das Zentrum seiner Gesetzesforderung der Nächstenliebe. Will nebenbei heißen, dass die Barmherzigkeit nicht das Thema ist, bzw. ein eigenes Thema ist.

Tatsächlich kann man sich mit dem Mitleid verrennen, wenn man helfen will wo Not ist. Die Einrichtungen der Diakonie sind nicht frei von dunklen Kapiteln ihrer Geschichte. Menschen, denen geholfen werden sollten, sind zu Objekten der Hilfe geworden, entmündigt und eingeschränkt in ihren persönlichen Freiheiten. Das ist nicht eine Frage nach einzelnen Übergriffen, sondern war systembedingt. Die Helfer wussten, was für die Kinder, die bettlägerigen Siechen oder die Behinderten wichtig und richtig ist. Und diese mussten sich dem anpassen. Es geht mir doch heute noch

so, dass, wenn ich ins Spital komme, ich mich einem ungewohnten Tagesrhythmus unterwerfen muss, der mich nicht gesund macht. Die Achtung der Würde dessen, der gerade aus dem Gleichgewicht geraten ist, vielleicht verunfallt und beschmutzt am Boden liegt, ist wesentlicher Teil wirksamer Hilfe. Nur weil jemand Hilfe braucht, muss und darf ich sie oder ihn nicht zu Objekt meiner guten Tat machen. Die Blinde mag sich bedanken, wenn ich sie über die Ampel führe und sie wollte gar nicht auf die andere Straßenseite, jedenfalls nicht in meinen Armen.

In den Kammerspielen läuft derzeit eine Bühnenfassung des Kinohits aus Frankreich „Ziemlich beste Freunde“. Es handelt von einem Superreichen, der nach einem Absturz querschnittsgelähmt ist und alle seine Gliedmaßen nicht mehr bewegen kann. Er steuert seinen Turborollstuhl mit hochsensibler teuerster Technik mit dem Mund. Er braucht ständige Pflege, Physiotherapie und fremde Hilfe für die Grundfunktionen wie Essen und Verdauen. Die Geschichte erzählt wie sich zwei Wege kreuzen. Der an den Rollstuhl gefesselte und ein arbeitsloser Kleinganove, der eine Bescheinigung fürs Arbeitsamt über erfolglose Jobsuche braucht. Er ist an dem Job nicht interessiert. Doch mit einigem Geschick angelt sich der Gelähmte den hypermobilen jungen Schwarzen. Auf der Bühne lassen sich die kuriosen Situationen, die sich daraus ergeben, noch einmal deutlicher machen als im Kinofilm. Ich muss das alles nicht erzählen. Die Frage stellt sich aber sehr schnell ein: Wieso sind die beiden zusammengekommen? Das war bekanntlich keine Romanidee und kein Kinogag oder jetzt Theaterdramaturgie. Die Geschichte ist so passiert.

Man muss der Handlung eine Weile folgen, um dahinter zu steigen. Dem jungen Mann fehlt es komplett an Mitleid für den gelähmten reichen Protz. Er treibt seine Scherze mit ihm und mit seinen Behinderungen. Er provoziert ihn, seine virtuelle Welt, die Korrespondenz mit einer Unbekannten zu sprengen und eine direkte Begegnung zu wagen. Sie ist aus dem Norden. Da schlagen die Männer ihre Frauen. Das passt. Da hat sie ja bei dir nichts zu befürchten. Statt Mitleid behandelt er ihn

wie er eben einen reichen Schnösel behandelt, er bestielt ihn sogar. Warum hält dieser das aus? Als der Vertrag ausläuft und ein anderer, ein professioneller, gelernter Krankenpfleger kommt, wird alles klar. Der bemuttert ihn, bevormundet ihn, der Tonfall verrät ihn. Er trägt Gummihandschuhe, wenn er ihn anfasst. Er macht ihn zum Objekt seiner Berufsausübung, die doch wohl aller Ehren und Bewunderung wert ist. Was er sich da antut. Respekt. Nein der Respekt vor dem Behinderten fehlt ihm. Der ist nämlich kein Behinderter, sondern ein Mensch mit besonderen Bedürfnissen. Und die darf er selbst bestimmen und muss sich nicht zwingen lassen zu dem, was andere oder der Leistungskatalog der Pflegekassen bestimmen.

Ziemlich beste Freunde haben sich gefunden. Sie sind einander zu Nächsten geworden. Jesus hat das Zeichen gesetzt. Die Barmherzigkeit ist keine spezielle christliche Tugend, sondern eine Grundhaltung, ja ein elementares Gefühl des Menschen. Wie ich damit umgehe, ist das Thema Jesu. Der Mann im Gleichnis legt Geld auf den Tisch, dass der Betroffene respektvoll und als zahlender Gast versorgt wird. Er geht weiter, überlässt den Betroffenen wieder sich selbst, aber verbürgt sich noch für mögliche Mehrausgaben. Ohne Dank, ohne gegenseitige Verpflichtung. Jesus setzt ein Zeichen und unterscheidet zwischen der guten Tat, die mitunter religiöse Funktion hat, und der gegenseitigen Achtung. Diakonie kann mit dem Gleichnis des Samariters für sich selbst lernen und nach außen in die Gesellschaft demonstrieren, was es heißt, die Würde eines jeden und einer jeden zu acht, was es heißt, die besonderen Bedürfnisse einiger wahrzunehmen und sich ihnen ehrlich zu stellen.